

## Das Unbehagen in der Zeitkultur

### - Es muss im Leben mehr als Eile geben -

Wir haben die Zeit im Griff. Auf Nanosekunden genau arbeiten die Geräte und die Instrumente, und manchmal leben wir sogar so. Wir sparen fleißig Zeit und tun alles, um aus der gesparten Zeit dann Geld zu machen. Jene, die dies nicht so richtig hinbekommen, werden in Zeitmanagementseminare geschickt und müssen sich anschließend ein ausgefeiltes Zeitplansystem und einen Wecker mit elektronisch gesteuertem Zeitsignal zulegen. Wenn auch das nicht hilft, testet man die vielfältigen Mittel der sozialen Ausgrenzung, macht Menschen zu „Aussteigern“, zu „Fortschrittsfeinden“, zu „Spinnern“, zumindest aber zu „Alternativen“. All das funktioniert relativ reibungs- und problemlos. Und trotzdem, so ganz glücklich sind wir mit diesem Leben auf die Minute nicht. Sigmund Freud beschreibt in seiner Abhandlung „Das Unbehagen in der Kultur“ jene ambivalente Gefühlslage, der sich heute ein Großteil der Bevölkerung ausgesetzt sieht. „Die Menschen sind stolz auf diese Errungenschaften und haben ein Recht dazu. Aber sie glauben bemerkt zu haben, dass diese neu gewonnene Verfügung über Raum und Zeit, diese Unterwerfung der Naturkräfte, die Erfüllung jahrtausendalter Sehnsucht, das Maß von Lustbefriedigung, das sie vom Leben erwarten, nicht erhöht, sie nach ihren Empfindungen nicht glücklicher gemacht hat.“ Einige Zeilen weiter zieht er die Konsequenz daraus und fordert: „Es ist Zeit, daß wir uns um das Wesen dieser Kultur kümmern, deren Glückswert in Zweifel gezogen wird.“ (Freud 1930/1983, S. 84/85). Kümmern wir uns also um unsere Zeitkultur, und folgen damit Freuds nachdrücklicher Aufforderung.

Die gewonnene Verfügung über Raum und Zeit hat uns, so Freuds Diagnose, nicht allzu glücklich werden lassen, auch wenn sie zweifelsohne unsere mitteleuropäischen Gesellschaften (aber nicht alle ihre Mitglieder) an Geld und Warenwerten reicher gemacht hat. Dass Geld nicht glücklich macht, ist eine Erfahrung, die sprichwörtlich geworden ist. Aber auch die Gegenstände, die Erlebnisse, die Güter, die man sich für Geld kaufen kann, befördern das Glück nur selten und wenn, dann meist nur kurzzeitig. Mit Vorliebe koppeln wir den Ertrag der Zeit an das quantitative Niveau unseres Güterwohlstandes. Aber diesen Güterwohlstand, das ist die offensichtliche Konsequenz, den haben wir uns durch einen Zeitnotstand erhetzt. Ambivalent, zweifelhaft und mangelhaft bleibt jedoch jeder Fortschritt, wenn er durch das Anwachsen einer Not, in diesem Falle der Zeitnot, erkaufte wird. Die Sehnsucht nach dem guten Leben - was sonst sollte unsere täglichen Anstrengungen und

Mühen eigentlich motivieren? - wird so schließlich unerfüllt bleiben. Das Leben, und das gute Leben speziell, brauchen nämlich Zeit, und sie brauchen nicht nur Eile und Hetze, sie brauchen viele unterschiedliche lebendige Zeitformen.

Die moderne Industriegesellschaft hat die zeitliche Vielfalt misshandelt. Sie hat sie aufgezehrt. Die Zeit wurde kolonisiert und auf das abstrakte Maß der Uhrzeit hin monokulturell kartographiert. Dies mit dem Ziel, Ungleiches möglichst kompatibel zu machen. Heute denken und handeln wir in Zeitzonen und erschöpfen uns dabei durch die aufreibende Obsession, die Zeit immer und überall kontrollieren und hierdurch schneller machen zu können.

Paul Valéry hat das beschrieben:

„Fast die gesamte Praxis ist dem Messen unterworfen. Das Leben, ohnehin schon zur Hälfte unterjocht, abgesteckt, in Reih und Glied gebracht und unterworfen, kann sich kaum noch der Zeitpläne, Statistiken, Messvorgänge und der quantitativen Präzisierung erwehren, deren Entwicklung seine Vielfalt immer mehr einschränken, seine Ungewissheit mindern, seinen Verlauf sicherer machen, länger, maschinenhafter.“ (Valéry 1989, S. 86)

Abgewertet, belächelt und diskriminiert werden im beschleunigten Alltag jene Zeitformen, die sich dem Uhrzeitmaß verweigern, die sich dem "Imperium der Zahl" (Valéry) nicht unterwerfen. Das Leben, bzw. das, was wir dafür halten, wird tendenziell immer mehr zur buchhalterischen Abwicklung eines Zeitkontos, dessen Zeitdepots durch Zeitsparanstrengungen aller Art aufgefüllt werden. Am Ende subjektiver Zeit, wird aber nichts drangehängt - bei noch so viel Zeitsparanstrengungen.

Das mit den Zeitsparappellen einhergehende Freiheitsversprechen beschränkt sich dort, wo es Realität wird, auf die Individualisierung der Zeitkontrolle. Wir geben uns die Zeiten zunehmend selber vor und treiben uns auch selbst zur Eile an. Die wachsenden Möglichkeiten, je individuell über die Zeit entscheiden zu können, haben uns nicht von der Zeitnot befreit. Eine vielfältige Zeitkultur ist dadurch nicht entstanden.

Um so dringlicher ist daher die Erinnerung an die Forderung von Freud: „Es ist Zeit, daß wir uns um das Wesen dieser Kultur kümmern, deren Glückswert in Zweifel gezogen wird.“ Es geht um Zeitkultur, und es geht nicht um mehr Zeitkontrolle.

Die häufig leidvolle Geschichte unserer alltäglichen Problemlösungsaktivitäten zeigt, dass ein Mehr an Kontrolle bisher nur sehr selten zu einem kulturellen Fortschritt führte. Die Zeit nämlich arbeitet, und dies ist die irrtümliche Vorstellung, die dem Kontrollbedürfnis

zugrunde liegt, nicht grundsätzlich immer gegen die Menschen, sie arbeitet manchmal auch für sie und mit ihnen. Zeit ist keine feindliche Macht, die es zu unterjochen, zu beherrschen, zu kontrollieren und in ihrer Vielfalt einzuebnen gilt. Trotzdem tun wir dies unentwegt. So entstand, und entsteht täglich neu, eine temporale Dominanzkultur, die die Vielfalt natürlicher und sozialer Zeitformen zugunsten vielfältiger Herrschafts-, Mess- und Kontrollmechanismen im Hinblick auf das zeitliche Geschehen reduziert. Hierdurch ist schließlich die Vielfalt der Zeiten von einer Vielfalt der Uhren abgelöst worden, von Uhren, die alle die gleich abstrakte, d.h. inhaltsleere Zeit anzeigen. Es sind aber nicht alle Zeiten gleich. Nur alle Uhrenzeiten sind es.

Heute nun stoßen die Einheitsobsession der Uhrenzeit sowie das Dogma der Beschleunigung, das zum allseits anerkannten Glaubensbekenntnis in den Führungsetagen der Unternehmen aufstieg, an ihre Grenzen. Sie verlieren ihre bis vor kurzem unumstrittene Plausibilität. Sichtbar und erlebbar wird dieses beispielsweise in der Möblierung unserer Städte. Dort verschwinden die öffentlichen Uhren zunehmend. Diese hatten ja ehemals die Funktion, die Uhrzeigenmoral zur herrschenden Orientierung zu machen um die Individuen in ihrem Zeitverhalten auf das Uhrzeitmaß hin zu standardisieren. Wer von Frankfurt vom Bahnhof ins Bankenviertel geht, sieht keine jener öffentlichen Uhren mehr, für deren Installation die Stadtverwaltung zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Menge Geld investiert hatte. Ähnliches kann man auch in den neuen Zentren der Mobilität feststellen. Fokus des Blickfanges an den Bahnhöfen war allzeit die große Uhr, an Flughäfen hingegen, die ja die Bahnhöfe als Knotenpunkte des Transports abgelöst haben, findet man nur noch nach aufwendiger Suche zeitliche Orientierung durch öffentliche Chronometer. Die bisher so dominierende und so einflussreiche Einheit unserer Zeitorientierung durch das Uhrzeitmaß scheint ins Wanken geraten zu sein. Nicht mehr unumstritten ist der Totalitarismus der Zeiger.

Die Gleichmäßigkeit des Zeitverlaufs mechanischer Uhren, die ja unabhängig vom Wetter funktionieren, die nicht auf Helligkeit und Dunkelheit reagieren und die auch völlig losgelöst von den wechselnden Jahreszeiten ticken, diese standardisierte Gleichmäßigkeit verleitet uns zu folgenschweren Illusionen. Immer wieder fallen wir der unrealistischen Vorstellung anheim, alles Zeitliche sei geregelt, kontrolliert, berechenbar und in gleichmäßige Zeitportionen zerlegbar. So aber ist das Leben nicht, und so lässt es sich letztlich auch nicht organisieren, wenn wir es lebendig halten wollen. Wer sein Leben nach dem Modell der Uhr einrichtet, zerstört es. Denn die Uhr ist, obgleich sie „geht“ bzw. „gehen kann“, ein toter Gegenstand. Ihr dynamisches Prinzip ist der mechanische Takt. Das Muster des Lebens und dessen Entwicklungsdynamik dagegen ist der Rhythmus. Lebendige Prozesse lassen sich

nur gewaltsam, d. h. nur unter Opfern und mit erwartbaren Schäden und Schädigungen der Rationalität des taktförmigen Uhrzeitmaßes unterordnen. In unserer Gesellschaft, speziell auch im Wirtschaftsbereich, sind wir auf schöpferisches Denken und Handeln angewiesen. Kreatives, Innovatorisches entwickelt sich nicht nach der linearen Logik des Uhrentaktes. Die möglichst gleichmäßige Aufeinanderfolge von Punkten und Schritten, von der Problemstellung bis zur Problemlösung, setzt keine Kreativität frei. Die Lösung liegt dabei nämlich immer dort, wo man bereits weiß, wo die Lösung liegt. Das ist kein schöpferisches Denken und Handeln. Innovationen werden so blockiert. Intelligente Denk- und Entwicklungsprozesse brauchen die Freiheit, in und mit vielfältigen Zeitformen zu experimentieren.

Man muss schnell sein, aber auch langsam. Man muss Pausen machen, warten können, wiederholen, um Neues zu erkennen und dies vom Alten zu unterscheiden. Gesellschaften, Unternehmen und Subjekte, die nicht die Vielfalt von Zeitformen nutzen, wirtschaften ab. Sie erleben im besten Falle Scheinblüten, die das Absterben üblicherweise ankündigen.

Ohne Spielraum für Variabilität, für Veränderung und für konfliktäre Prozesse gibt es keine produktive Weiterentwicklung in der Natur und in der Gesellschaft. Die fehlerlose, standardisierte Gleichmäßigkeit der uhrwerkartigen Mechanik kann dies nicht fördern. Sie verhindert die Entwicklung entsprechender Potentiale.

Allzusehr haben wir uns, speziell in Mitteleuropa an die Scheinautorität der Uhrzeit gewöhnt. 250 Jahre Pünktlichkeitserziehung haben uns moralisch auf die Uhr hin zentriert und unser Verhalten daraufhin standardisiert. Verloren haben wir damit den Blick auf die Produktivität der zeitlichen Vielfalt, auf alternative zeitliche Handlungsformen. Wenn wir auf die Zeit schauen, schauen wir immer auf die Uhr, und wenn wir jemandem Zeit schenken wollen, suchen wir fast instinktiv ein Uhrengeschäft auf. Das aber ist in flexiblen Zeiten äußerst inflexibel. Die Uhrzeitmoral hat uns zwar viel gebracht, viel Güterwohlstand und viel Zeitnotstand, aber sie bringt uns heute nicht mehr weiter. Sie ist kein Medium der Zeitvielfalt, sie ist das Instrument der monokulturellen Beschleunigung. Diese aber ist heute durch das Erreichen von Lichtgeschwindigkeit bei unserem Kommunikationstransport an ihrem natürlichen Ende angelangt, so dass die Uhrzeit ihre zentrale Funktion, den Beschleunigungsprozess voranzutreiben und zu kontrollieren, weitgehend erfüllt hat.

## Nachhaltige Zeiten

Insbesondere außerhalb des Wirtschaftsbereiches gibt es Areale träger Produktivität. Dazu gehören u.a. die Sektoren Bildung, Familie, Haushalt und Pflege. Wenn wir deren Produktivitätsformen, die nicht nach dem Muster „Zeit ist Geld“ funktionieren, ignorieren, leidet letztlich auch die Produktivität der Arbeit in den Unternehmen darunter. Gleiches gilt für das, was wir „mitmenschliches Vermögen“ nennen. Zuwendung, Anerkennung, Liebe, Vertrauen, Würde, Solidarität, haben keinen Preis. Sie lassen sich nicht beliebig beschleunigen und schnell herstellen. Um sie zu schützen und zu ermöglichen, braucht es andere Zeitformen als die der Schnelligkeit.

Eingeebnete Zeitlandschaften, die zu nichts weiterem als zur Hast und zur Hetze einladen, sind Formen der Barbarei, die es zu verhindern gilt, und zwar durch Kultivierung und Re-Kultivierung einer Vielfalt von unterschiedlichen Zeitformen. Solch ein Vorhaben hat aber nur dann Realisierungschancen, wenn es nicht mit der Absicht geschieht, die Zeitvielfalt beherrschen zu wollen, oder sie, wie es die beliebte Alltagsformel beschreibt, „in den Griff zu bekommen“. Zeit muss man in den Blick nicht in den Griff bekommen. Kultivierung der Zeiten heißt, jene Bedingungen zu erhalten, zu pflegen und auch wieder herzustellen, die der Zeitvielfalt einen lebendigen Raum geben. Darin könnten dann auch die Menschen als zeitliche Wesen Zeitsouveränität entfalten. Zeitsouveränität bedeutet ja nichts anderes, als unterschiedliche Zeitformen leben, ertragen und koordinieren zu können und zwischen ihnen frei wählen zu dürfen. Mit einem Bild aus der Medienlandschaft lässt sich dies beschreiben. Zeitsouveränität und Zeitkultur benötigen eine zeitliche Programmvielfalt, keine eintönige Kanalvielfalt, so wie wir dies bei unseren Fernsehsendern erleben. Letztere ist ja nichts anderes als ein monokulturelles Arrangement, das die Artenvielfalt der möglichen Programme und der möglichen Zeitformen auf die Primitivität der Auswahl uniformer Produkte reduziert. So wie ein ökologisches System seine Stabilität dadurch vergrößert, dass in ihm eine wachsende Anzahl unterschiedlicher Spezies existiert, so erhöht auch die Gesellschaft mit wachsendem Reichtum an Zeitformen ihre Lebens- und Überlebenschancen. Soziale Systeme, Gemeinschaften, Gesellschaften, Familien, Betriebe und Institutionen sind nämlich dann höchst anfällig für Krisen und Ungleichgewichte, wenn sie wegen zu geringer Heterogenität temporaler Strukturen und Prozesse nur mehr eingeschränkte Möglichkeiten besitzen, sich jeweils neu zu reorganisieren. Störungen können durch eine Erhöhung der zeitlichen Elastizität erheblich besser verkraftet werden. Vielfalt erhöht, wie wir aus anderen Zusammenhängen wissen, die Redundanz entscheidend. D. h. es existieren bei bestehender Vielfalt jeweils mehrere Alternativen für die eine oder andere wichtige Systemfunktion. Damit erhöht sich die Systemstabilität. Die Reduktion der Zeitvielfalt zugunsten einer ausschließlich auf eine einzige Funktion hin ausgerichteten Zeitform (z. B.

„Zeit ist Geld " ), lässt die sozialen und natürlichen Systeme in jenem Moment absterben, in dem sie dieser Funktion verlustig gehen. So z. B. ist für Gesellschaften, und hierbei speziell für Ökonomien, die alternativlos auf die Beschleunigung der Beschleunigung setzen, das Ende der Beschleunigungsmöglichkeiten, das ja durch die mit Lichtgeschwindigkeit operierenden Informationsmedien abzusehen ist, eine tödliche Bedrohung. Schiller muss das, ohne von der Geschwindigkeit eines Computers auch nur etwas zu ahnen, bereits erwartet haben: Das langsamste Volk, so prognostizierte er, wird all die schnellen einholen.

Zur Klarstellung: Es geht bei einer entwickelten blühenden Kultur der Zeitvielfalt nicht darum, der Langsamkeit ein Loblied zu singen. Dies wäre nichts anderes als ein monokulturelles Gegenkonzept zur herrschenden Hochgeschwindigkeitskultur. Es geht um den Schutz und den Erhalt unserer zeitlichen Artenvielfalt, die durch die Zerstörung natürlicher und sozio-kultureller Lebensräume massiv gefährdet ist. Es geht darum, das Warten zu mehr zu machen, als zur Pflege unserer Autos, es geht darum, weniger oft zu unseren Kindern „mach schnell“ zu sagen und es geht darum, uns nicht vom Telefonklingeln die Formen Alltagskommunikation aufdrängen zu lassen. Der Zeit wäre mehr Zeit zu geben. Dabei benötigen wir selbstverständlich auch weiterhin die Fähigkeit, uns beeilen zu können. So beispielsweise bei dem Vorhaben, möglichst bald eine buntscheckige Kultur des Zeitwohlstandes zu entwickeln. Richtiger Wohlstand ist nämlich immer auch Zeitwohlstand. Und im Zeitwohlstand leben wir dann, wenn wir verfügbare Zeit haben, über die wir nicht verfügen; wenn wir uns von der täglichen Angst befreien, etwas zu versäumen. Dazu wäre noch viel zu sagen. Tut mir leid, keine Zeit!

**Karlheinz A. Geißler**

**Literatur:**

- Freud, S. (1983): Das Unbehagen in der Kultur, Frankfurt a.M.
- Geißler, Kh. A. (2000): Zeit – verweile doch, Freiburg
- Geißler, Kh. A. (2002): Wart' mal schnell – Minima Temporalia, Stuttgart/Leipzig
- Kümmerer, K. (1998): Rettet die Zeitvielfalt. In: Politische Ökologie, 17. Jg. Heft 57/58, S. 32-35
- Valéry, P. (1989): Werke, Band 4, Frankfurt a.M.

